

Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus généraux

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **27 (2020)**

Heft 3: **Mobilität : ein neues Konzept für eine alte Praxis = Mobilité : un nouveau concept pour décrire une pratique ancienne**

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Franziska Hupfer

Das Wetter der Nation

Meteorologie, Klimatologie und
der schweizerische Bundesstaat,
1860–1914

(Interferenzen. Studien zur Kulturgeschichte der
Technik 27) Zürich, Chronos, 2019, 377 S., Fr. 48.–

Was waren die Anfänge von Meteorologie in der Schweiz und wie kam die Wetterstation auf den Säntis? Diesen und ähnlichen Fragen ging Franziska Hupfer in ihrer 2017 an der ETH Zürich eingereichten und 2019 bei Chronos erschienenen Dissertation nach. Über den Untersuchungszeitraum von gut 50 Jahren, von 1860 bis zum Ersten Weltkrieg, zeichnet die Autorin die Geschichte der nationalen, institutionellen Meteorologie und Klimatologie nach. Sie analysiert die Anfänge des schweizweitesten meteorologischen Beobachtungsnetzes durch die damit vom Bund beauftragte und subventionierte Schweizerische Naturforschende Gesellschaft ebenso wie die Gründung der Meteorologischen Zentralanstalt und ihre Eingliederung in die Bundesverwaltung. Das reich bebilderte Buch ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil widmet sich Hupfer der Schaffung neuer Strukturen für die Meteorologie und ihrer zunehmenden Verflechtung mit staatlichen Institutionen. Die Autorin stellt die Beweggründe des Bundes dar, sich überhaupt mit Meteorologie und Klimatologie zu befassen, und zeigt die schweizerische Entwicklung im internationalen Vergleich auf. 1862 stellte die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft ein Netz von 88 zumeist ehrenamtlichen Beobachtern zusammen, die meteorologische Tabellen und Berichte an die von der Gesellschaft

betriebene Meteorologische Zentralanstalt schickten. Dafür mussten allgemein gültige Standards festgelegt sowie Messinstrumente angeschafft und geeicht werden. Die Tabellen und Berichte wurden dann von der Gesellschaft bearbeitet und homogenisiert, bevor sie in den entsprechenden Jahrbüchern einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Ziel dieser Sammlung war zunächst eine Bestandsaufnahme des meteorologischen Geschehens in der Schweiz. Besonders (auch internationales) Interesse weckten dabei die atmosphärischen Zustände in und über den Alpen, insbesondere der Einfluss des Gebirges auf den Witterungsverlauf, wodurch es zur Gründung und zum späteren Ausbau der Wetterstation auf dem Säntis kam. Mit der Überführung der Meteorologischen Zentralanstalt und des Beobachtungsnetzes in die Bundesverwaltung kamen zu Beginn der 1880er-Jahre mit dem aktuellen Wetterbericht und den Wetterprognosen neue Aufgaben dazu.

Ein zentrales Thema der Untersuchung stellt im Weiteren die Finanzierung der verschiedenen Aufgaben und Unternehmungen der Meteorologischen Zentralanstalt sowie die Wahl von deren Standort dar. Hupfer geht zudem auf die Personen ein, die massgeblich an der Gestaltung dieser Institution beteiligt waren, sei es als anerkannte leitende Wissenschaftler oder als freiwillige Beobachter, unter denen Lehrer, Geistliche, Ärzte und Apotheker, aber auch Gastwirte, Uhrmacher und Kaufleute – und mit der Zeit nicht nur Männer, sondern auch eine beachtliche Anzahl Frauen – waren. In einem weiteren Kapitel beschreibt die Autorin die in-

ternationalen Vernetzungen der Zentralanstalt und ihrer Akteure sowie gemeinsame grenzüberschreitende Projekte.

Der zweite Teil des Buches befasst sich mit dem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse und der Datenproduktion, bei der zunächst das Sammeln von Beobachtungen in den verschiedenen Messstationen im Vordergrund stand. Ziel war es dabei, Mittelwerte verschiedener meteorologischer Grössen zu eruieren und dadurch Gesetzmässigkeiten ableiten zu können. Hupfer beschreibt etwa, wie mit Eifer untersucht wurde, ob sich hinter den Bauernregeln und dem Volksglauben um die Eisheiligen eine statistische Häufung von Kälteeinbrüchen verbarg. Produkt dieser Bestandsaufnahme war das vom damaligen Direktor der Meteorologischen Zentralanstalt, Robert Billwiller (1849–1905), zusammengestellte Werk «Grundzüge einer Klimatologie der Schweiz», das eigentlich schon in den 1880er-Jahren hätte veröffentlicht werden sollen und aus verschiedenen Gründen erst posthum 1909 unter dem Titel «Das Klima der Schweiz» erschien. Hupfer analysiert dann die Errichtung der Wetterstation auf dem Säntis, deren Ausbau und Infrastruktur sowie den Einsatz von Wetterballons, um Beobachtungen in grossen Höhen anstellen zu können. Ein weiteres Standbein der Meteorologischen Zentralanstalt stellte die Beobachtung und Vermessung von Alpengletschern dar, insbesondere des Rhonegletschers.

Im dritten Teil steht der praktische Nutzen der Tätigkeiten der Meteorologischen Zentralanstalt für die Bevölkerung im Zentrum, der neben der wissenschaftlichen Erkenntnis bereits seit den Anfängen grosses Gewicht hatte. Franziska Hupfer diskutiert in diesem Bereich insbesondere die Verwendung von Daten aus den Jahrbüchern der Zentralanstalt bei der Bewerbung von Kurorten, die sich auf «therapeutisches Klima» speziali-

siert haben. Weiter sollten die Daten der Zentralanstalt der Optimierung der Waldnutzung dienen, wobei auch der Einfluss des Waldes auf das Klima, insbesondere auf das Ausmass und die Häufigkeit von Überschwemmungen, untersucht werden sollte. In diesem Zusammenhang und bei der Evaluierung von bereits ausgeführten Gewässerkorrekturen und der Planung von neuen Projekten war die Erweiterung der Niederschlagsmessungen sehr wichtig. Der praktische Nutzen dabei sollte die Prävention von Überschwemmungen sein. Niederschlagsmessungen sollten aber auch Auskunft über die Nutzbarkeit von Gewässern für die Gewinnung von elektrischer Energie geben. Noch grösseres Potenzial der Daten sahen die Entscheidungsträger der Zentralanstalt indes für die Landwirtschaft. Ab den 1880er-Jahren veröffentlichte die Zentralanstalt neben den täglichen Wetterberichten und grossräumigen Wetterkarten auch Wetterprognosen. Die täglichen Prognosen konnten telegrafisch abonniert werden und waren später auch wöchentliche Beilage des Wetterberichts. Interessanterweise kamen die Prognosen erst auf Initiative des Bundesrates zustande, da einige Entscheidungsträger der Zentralanstalt diese zunächst für wenig wissenschaftlich hielten. Als letzter Punkt ist die Analyse von Hagelzügen, deren Prognose und der Einsatz von Wetterkanonen zu nennen. Die Hagelversicherungen nutzten die statistischen Angaben der Meteorologischen Zentralanstalt für die Berechnung ihrer Prämien. Mit ihrer Monografie ist Franziska Hupfer eine äusserst lesenswerte Geschichte der Meteorologie und Klimatologie im Schweizerischen Bundesstaat und ihrer amtlichen Institutionen gelungen. Hupfer präsentiert eine scharfsinnige Analyse der Verflechtungen von Wissenschaftlern, wissenschaftlichen Institutionen und staatlichen Behörden ebenso wie der Evolution von Forschungsschwerpunkten,

-methoden und -mitteln, die sie mit spannenden Details aus der Wissenschaftsgeschichte anreichert: etwa die erste Alpenüberquerung im Ballon oder die Umstellung von Berner Zeit auf Mitteleuropäische Zeit und die damit verbundenen (verzögerten) Veränderungen in den Beobachtungsstandards. Der Autorin könnte man einzig einige wenige Redundanzen vorwerfen, allerdings sind es wiederum diese, die es der LeserInnenschaft ermöglichen, auch einzelne Kapitel isoliert zu lesen. Das Buch wird zu Recht sicherlich weit über wissenschaftliche Fachkreise hinaus auf Interesse stossen.

Chantal Camenisch (Bern)

**Unabhängige Expertenkommission
Administrative Versorgungen (Hg.)
Organisierte Willkür
Administrative Versorgungen in der
Schweiz 1930–1981. Schlussbericht**

Zürich, Chronos, 2019, 400 S., Fr. 38.– (print) / Open Access (E-Book)

In der Schweiz wird Rechtsstaatlichkeit grossgeschrieben. Die moderne Schweiz, die mit der Bundesstaatsgründung von 1848 ihren institutionellen Grundriss erhielt, zeichnete sich allerdings durch einen notorisch schwachen Grundrechtsschutz aus. Im föderalistischen Flickenteppich schweizerischer Staatlichkeit, der auch eine freiheitsfördernde Wirkung hatte, entstanden so Räume für die Entrechtung von Menschen, die von einem arbeitsam-bürgerlichen Lebensstil abwichen und die von den Behörden als «liederlich», «arbeitsscheu», «haltlos», «verwahrlost», «gefährlich» oder «unsittlich» eingestuft wurden. In grosser Zahl – für das 20. Jahrhundert sind es nach vorsichtigen Schätzungen mindestens 60 000 – gerieten sie in die Maschinerie einer «Administrativjustiz», welche die Gewalt

teilung unterlief, Rechte von Menschen a priori negierte und sie wegspernte, in Arbeitskolonien, Armenanstalten, Erziehungsheime, Bezirksgefängnissen, psychiatrische Kliniken und weiteren Anstalten, wo sie vielfach ausgebeutet, körperlicher und psychischer Gewalt ausgesetzt waren und sexuell missbraucht wurden.

Die grosse Mehrheit der anständig-arbeitsamen Schweiz schaute weg, die Behörden begegneten Klagen mit einem Schweigekartell und so stiess der Umgang mit den administrativ Versorgten über einen langen Zeitraum hinweg auf eine zumindest passive gesellschaftliche Akzeptanz. Erst der soziokulturelle Wandel und die 1968er-Bewegung schufen ein Bewusstsein für das Unrecht, das hier an Menschen vollzogen wurde. Nach der Ratifikation der Europäischen Menschenrechtskonvention durch die Schweiz im Jahre 1974 nahmen Reformprojekte Fahrt auf und 1981 wurden mit dem «Fürsorgerischen Freiheitsentzug» (FFE) schweizweit jene Minimalstandards implementiert, die das Regime fürsorgerischer Zwangsmassnahmen mit einer rechtsstaatlichen Verfassungskultur kompatibel machten.

In den 1980er-Jahren setzte hierzulande – parallel zur internationalen Entwicklung – eine politisch-wissenschaftliche Auseinandersetzung mit verschiedenen Formen vergangenen Unrechts ein. 2016 beauftragte der Bundesrat die Unabhängige Expertenkommission Administrative Versorgungen, die fürsorgerischen Zwangsmassnahmen im Zeitraum 1930 bis 1981 zu untersuchen, um die «Rehabilitation administrativ versorgter Menschen» (so der Titel des Bundesbeschlusses) zu unterstützen. 2019 legte die UEK den Schlussbericht des mit gegen 10 Millionen Franken dotierten, über 30 ForscherInnen beschäftigenden Forschungsprojekts vor. Das gegen 400 Seiten starke Buch ist aus einem kooperativen, transdisziplinären

und interuniversitären Arbeitsprozess hervorgegangen, deren Resultate von den drei Verlagshäusern Chronos (Zürich), Alphil (Neuenburg) und Casagrande (Lumino) in 9 Bänden mit insgesamt gegen 3500 Seiten publiziert wurden. Die Synthese (Band 10) wurde von einem fünfköpfigen AutorInnenteam verfasst (Noemi Dissler, Urs Germann, Christel Gummy, Lorraine Odier und Laura Schneider). Es ist ein Überblickswerk, das hinsichtlich Thesenbildung und Aussagegehalt weit über eine Kompilation der Teilergebnisse hinausgeht und neben der dichten historischen Darstellung auch 14 Texte von ZeitzeugInnen sowie Empfehlungen der UEK enthält.

Der Schlussbericht behandelt drei Fragenkomplexe. In einem ersten geht es um Freiheitsentziehungen ausserhalb des Strafrechts, um das Einsperren von Menschen, die sich keine Straftaten zuschulden kommen liessen. Ein zweiter identifiziert die Faktoren, welche für die Dauerhaftigkeit des Systems der administrativen Versorgung verantwortlich waren. Der dritte Fokus gilt den Verarbeitungs- und Bewältigungsstrategien der Betroffenen: Wie sind sie in diese Zwangssituationen geraten, wie sind sie mit der «strukturellen Gewalt» dieses Systems umgegangen, wie haben sie sich zur Wehr gesetzt, welche Auswirkungen hatte der in vielen Fällen fortgesetzte Freiheitsentzug auf ihre Biografien?

Wichtig ist die Erkenntnis, dass es in der kantonale geklammerten «Anstaltslandschaft» mit 648 (Zwangs-)Versorgungseinrichtungen keinen Masterplan der Einsperrung der von Armut betroffenen Bevölkerung gab. Dennoch muss man von einem System sprechen, das behördliche Organisation und administrative Willkür auf desaströse Weise kombinierte. Böseartige Angriffe auf Einzelne, hilfloses Agieren fehleranfälliger Amtsträger, gesellschaftliches Hierarchiebewusstsein, kultureller Konformitätsdruck und soziale

Ungleichheit waren Aspekte einer Praxis, die nicht nur Missbrauch förderte, sondern in der ein «systemisches Unrechtspotenzial» steckte. Die «organisierte Willkür» – der Titel der Studie ist von Carl Albert Loosli (1877–1959), dem unentwegten Kritiker dieser Praktiken übernommen – verweist darauf, dass die «Unwägbarkeit» die «zentrale Logik des Systems» stützte, in dem soziale Marginalisierung, symbolische Stigmatisierung und faktische Entrechtung zusammenwirkten.

Eindrücklich wird die Klassenstruktur einer demokratischen Gesellschaft auf neue Weise sichtbar gemacht. Der Teufelskreis der Armut bestand darin, dass materielle Entbehrung und Sozialprobleme sowohl Ursache wie Auswirkung des rechtsstaatlichen «Ungeheuers» (Loosli) des Zwangsversorgungsrechts waren. Der «Klassencharakter dieser «Armenpolizei» war kein Geheimnis» und er reproduzierte das Problem sozialer Ungleichheit, statt es zu lösen. Dabei war die administrative Versorgung vor allem ein Sanktionsmittel gegen Männer, die vier Fünftel aller Fälle ausmachten. Frauen waren zwar von sozialer Ausgrenzung und Armut ebenso betroffen, doch geschlechtsspezifische Vorstellungen einer «nationalen Produktionsgemeinschaft» und eines «kompakten Gesellschaftskörpers» produzierten im Verbund mit männlichen Selbstverschuldungsvorwürfen für diesen eklatanten Genderbias.

Die Studie gibt dann auch eine überzeugende Antwort auf die Frage, ob es richtig sei, die im ausgehenden 20. Jahrhundert «wachsende Sensibilität gegenüber historischem Unrecht» und heute geltende Rechtsnormen auf die Vergangenheit zu projizieren. Die Studie wehrt sich gegen den Einwand, früher hätte das homogene Rechtsempfinden eines «Das machemer so i dä Schwiiz» vorgeherrscht. Der retrospektive Blick fördert vielmehr über den

gesamten Untersuchungszeitraum hinweg eine konstante öffentliche Kritik am Versorgungsrecht zutage. Diese blieb jedoch über mehr als ein Jahrhundert hinweg marginal. Nichtsdestotrotz war vielstimmiger Zweifel an der Rechtmässigkeit und Brauchbarkeit des ganzen Versorgungsdispositivs vernehmbar und bereits in der Anfangsphase gab es Widerstand. Deshalb ist die Meinung, es seien damals angesichts des «Zeitgeistes» keine Alternativen denkbar gewesen, falsch. Konsequenterweise und mit grossem Erkenntnisgewinn stellen die AutorInnen die Frage nach politischen Entscheidungsprozessen und nach den Verantwortungsträgern.

An manchen Stellen würde man sich eine stärker ländervergleichende Sicht wünschen. Die Schweizzentrierung lässt sich damit erklären, dass die UEK von Anfang an darum bestrebt war, «die betroffenen Personen auf Augenhöhe in den Forschungsprozess einzubeziehen». In den Texten von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, welche etwa ein Achtel des Buchumfangs ausmachen, bricht verschiedentlich die ganze Wut und Trauer von Betroffenen durch, die sich keineswegs durchgängig als «Opfer» sehen. Es fallen hier Ausdrücke, die deutlich machen, dass der Aussöhnung mittels historischer Aufarbeitung Grenzen gesetzt sind. Es bleiben auch nach der Erstellung eines differenzierten Forschungsberichts emotionale Bruchlinien, die durch historische Wissensproduktion nicht zu kitten sind. Und es bleiben Leerstellen im Gedächtnis. Diese werden auch durch Schamgefühle verursacht. Es wurde den Betroffenen und Betroffenen schwer gemacht, ihre Leiderfahrung nuanciert zu schildern. Eine von ihnen stellt fest, dass «vieles in meinem Herzen bleiben (muss), auch zum Schutze meiner beiden Töchter».

Die Empfehlungen, welche die UEK am Schluss ihres Berichtes zuhanden der Öffentlichkeit und der Politik abgibt, sind

ein Experiment eigener Art. Angesichts der Debatten um transdisziplinäre, verschiedene gesellschaftliche Stakeholder einbeziehende Forschung und um die öffentliche Relevanz wissenschaftlicher Arbeiten ist es durchaus richtig, dass die historische Wissenschaft, nachdem sie zu ihren Resultaten gelangt ist, Gedanken über deren Umsetzung anstellt. Indem der Unterschied zwischen dem wissenschaftlichen Bericht (der fünf AutorInnen) und einem Bericht von WissenschaftlerInnen (in diesem Falle die Mitglieder der UEK) offengelegt wird, lässt sich die etwas zufällig wirkende Vielfalt der Vorschläge durchaus würdigen. Gegen die Meinung von Puristen, die glauben, wissenschaftliche Unabhängigkeit sei durch politische Auftragsforschung generell gefährdet, zeigt dieser Schlussbericht, dass eine fundierte Untersuchung, die dem Staatswesen, dessen Praktiken beschrieben werden, kein gutes Zeugnis ausstellt, zusammengehen kann mit einer deliberativen Einmischung in die öffentliche Diskussion.

Jakob Tanner (Zürich)

Joël Jornod

La conquête des clients
Les magasins Gonset et la Suisse occidentale (1920–1960)

Neuchâtel, Alphil, 2019, 448 p., Fr 25.–

Le présent ouvrage est fondé sur une thèse de doctorat, soutenue en 2017 à l'Université de Neuchâtel et à l'Université Toulouse – Jean Jaurès. Deuxième livre de l'auteur, il s'inscrit dans la suite de ses autres publications (*Louis Turban [1874–1951] horloger de La Chaux-de-Fonds et son monde*, 2011; *L'industrie en images. Un système technologique et industriel dans le Jura bernois XIX^e–XXI^e siècles*, 2019) dans une perspective d'histoire économique et sociale.

En abordant la délicate question de l'émergence de la consommation de masse dans le monde semi-rural de la Suisse occidentale entre 1920 et 1960, Joël Jornod a choisi un sujet qui tranche avec l'historiographie nationale et internationale, comme le souligne la préface signée par Laurent Tissot professeur émérite à l'Université de Neuchâtel. En effet, son ouvrage explore le rôle encore peu connu des détaillants et des commerçants dans le développement d'une société de consommation dans les zones rurales en s'appuyant sur le concept de «conquête des clients» (62–63). Comme le précise l'auteur, conquérir des clients implique de mettre des marchandises à leur disposition. Mais c'est également agir sur eux, les convaincre et les séduire. Pour aborder ce concept ainsi que l'émergence de la consommation de masse en Suisse occidentale, Joël Jornod a choisi de se focaliser sur les magasins Gonset. Cette affaire familiale voit le jour sous la forme d'une boutique de textiles en 1870 à Yverdon-les-Bains. Sans en faire une étude monographique, ce choix permet à l'auteur d'explorer la trajectoire d'un commerce de détail intermédiaire, première chaîne helvétique à installer des succursales dans différentes villes dès 1920.

La démarche de l'auteur s'appuie sur les méthodes de l'histoire des entreprises et de la sociologie économique. D'une part, ces dernières permettent de considérer les stratégies des entreprises et des personnes qui en font partie, montrant ainsi les «mains visibles» (73). D'autre part, elles laissent envisager les dispositifs techniques sur lesquels reposent ces stratégies.

Dans le premier chapitre, l'auteur rappelle que la littérature sur le commerce de détail née aux États-Unis au début du XX^e siècle, s'est déployée sur trois courants principaux: les premières ébauches sont

réalisées par des économistes cherchant à saisir les transformations que le commerce de détail connaît dès le milieu du XIX^e siècle. Le deuxième courant émerge dans les années 1940. Il se focalise sur les importantes entreprises du secteur qui se développent dans les grandes villes, ces dernières étant à l'origine d'une révolution commerciale. Le dernier courant, apparu dans les années 1980, a largement remis en cause ce modèle pour avancer la notion d'évolution commerciale. Si certains chercheurs commencent alors à s'intéresser aux structures plus petites, les zones rurales sont toujours délaissées. De plus, l'étude du commerce de détail reste en grande partie à écrire pour la Suisse. C'est dans ce terrain que désire s'inscrire la publication. L'étude souhaite démontrer, sur la base du cas suisse que les petits commerces proposent également des solutions innovantes pour la conquête des clients.

En Suisse, l'histoire du commerce de détail et de la conquête des clients connaît plusieurs transformations au cours des XIX^e et XX^e siècles. Les années 1840 à 1860 sont notamment marquées par un essor des coopératives. Ces dernières rassemblent des commerçants qui mettent en commun des fonds pour acheter des marchandises, puis en organisent la distribution. À partir du milieu du XIX^e siècle, l'expansion du commerce s'appuie sur la mise en réseau de la Suisse, d'une part avec le développement des chemins de fer et d'autre part avec celui des communications. Cette mise en réseau permet, dès les années 1860, une forte expansion du commerce permanent. La fondation d'associations, l'agrandissement des commerces ainsi que la conquête des clients par prospection sont autant de moyens pour soutenir cette dernière. Le deuxième chapitre explore ainsi l'histoire de la conquête des clients et de l'expansion du

commerce en Suisse. Il débouche sur la mise en contexte des magasins Gonset, qui passe d'une boutique de textiles à une chaîne suprarégionale dès les années 1920 dans un contexte de grande diversification du commerce de détail en Suisse.

«Conquérir des clients, c'est mettre des marchandises à leur disposition», mais c'est également «agir sur eux», les attirer vers les points de vente, les convaincre et les séduire (62). Ces deux volets de la conquête des clients sont traités séparément dans le troisième et le quatrième chapitre.

Le chapitre trois détaille la mise à disposition des marchandises en traitant l'histoire des magasins Gonset, des années 1870 aux crises que connaît la chaîne dans les années 1960. L'auteur étudie comment la marque a maillé la Suisse romande par un réseau de commerces en choisissant de s'établir dans des grandes villes dès les années 1920, puis dans des petites localités dès 1925. Cette stratégie développée par Gonset permet à la chaîne de couvrir un territoire large, dans un espace où la concurrence est faible et les prix immobiliers bas. La chaîne a ainsi véritablement participé au développement de la consommation de masse dans les zones semi-urbaines, voire rurales. Ce chapitre explore également divers phénomènes de concurrence et de coopération, que l'auteur réunit sous le concept de «coopétition» (93–94). La société Gonset est en effet engagée dans deux formes de coopération. D'une part, elle se rapproche d'autres commerces par l'adhésion à des associations ou la création d'alliances; et d'autre part, elle réalise des affaires avec des concurrents. La coopétition de Gonset notamment avec les magasins Maus et Migros est mise en lumière. Cet éclairage fait émerger un phénomène global dans le commerce de détail en Suisse romande. Les alliances et les coopérations permettent en effet

aux chaînes de renforcer leurs positions.

L'auteur aborde également la période allant de 1933 à 1945. Marquée par la crise de 1929, cette période voit une intervention politique importante dans le commerce de détail. L'arrêté de 1933 frappe durement Gonset qui va alors accélérer sa politique de coopération. Le chapitre quatre approfondit l'étude des stratégies de captation des clients par Gonset sur la période 1870–1960. Ces stratégies de captation se déploient sur deux dimensions: via les dispositifs architecturaux et les dispositifs papier. Considérée comme propre aux grandes entreprises, la promotion par l'architecture se révèle être un souci continu pour les magasins Gonset entre les années 1830 à 1900. Tant les façades que les agencements intérieurs des magasins sont soignés, y compris dans les petites villes. De même, Gonset va investir dans les annonces papier de nombreux journaux locaux afin de diffuser ses offres. À partir des années 1890, la chaîne édite également ses propres catalogues. Entre les années 1900 et 1930, les dispositifs papier connaissent une diversification et une professionnalisation voyant l'apparition des métiers de vendeur et de publicitaire notamment. Les affiches réalisées par des artistes se développent particulièrement dès les années 1900. Gonset suit les tendances en engageant entre autres des décorateurs et des publicitaires.

Le cinquième et dernier chapitre s'interroge sur la réussite de la conquête des clients par Gonset et soulève une progression non linéaire du succès de la chaîne. Afin de présenter une étude complète, les chiffres ainsi que les modèles d'affaires de Gonset sont détaillés. Cette dernière partie traite également de la réorientation de Gonset après 1960 dans un contexte d'intensification de la concurrence et

de spécialisation des grands magasins. La chaîne quitte peu à peu le commerce de détail pour se concentrer dans l'immobilier, ce qui est encore le cas aujourd'hui.

L'ouvrage aborde donc, dans une perspective innovante, l'histoire du commerce de détail en Suisse occidentale en examinant l'histoire et les processus de conquête des clients des magasins Gonset aboutissant à un modèle de captation des clients dans les petites localités. En explorant également les phénomènes de concurrence et de «coopétition», il permet d'établir un premier panorama de l'histoire du commerce de détail en Suisse romande en relativisant le rôle des grandes firmes dans la transformation du commerce de détail. Les sources mobilisées, avec les archives de l'entreprise Gonset mais aussi celles de ses concurrents ainsi que diverses sources économiques, permettent un ancrage solide des arguments développés.

Amandine Cabrio (Neuchâtel)

Christoph Rauhut
Die Praxis der Baustelle um 1900
Das Zürcher Stadthaus

Zürich, Chronos, 2017, 437 p., Fr. 68.–

À partir des années 1850 et jusqu'à la Première Guerre mondiale, le domaine de la construction connaît en Suisse un essor fulgurant, répondant au développement de l'industrie et des services, à l'urbanisation et à la mise en place d'infrastructures ferroviaires, routières et énergétiques. En lien avec cette dynamique, les synthèses historiographiques évoquent souvent des formes d'industrialisation de la construction: standardisation des matériaux de construction, spécialisation des acteurs et des métiers, intégration de savoirs scientifiques dans la pratique. Ces éléments

paraissent d'autant plus pertinents qu'ils font écho aux caractéristiques retenues pour la «seconde révolution industrielle» ou la «*Hochindustrialisierung*» de cette période.

Issu d'une thèse de doctorat, l'ouvrage de Christoph Rauhut, *Die Praxis der Baustelle um 1900. Das Zürcher Stadthaus*, vient éclairer ces transformations de la construction à partir de l'examen minutieux d'un chantier spécifique, celui de l'Hôtel de Ville de Zurich (entre 1898 et 1901). Cette recherche trouve son origine dans le domaine de l'histoire de la construction telle qu'elle intéresse l'architecture et la protection du patrimoine culturel (domaines de formation et d'activité de l'auteur, aujourd'hui à la tête de l'Office du patrimoine du Land de Berlin). Cela se reflète par exemple dans le livre par la présence d'un «catalogue» illustré de chapiteaux et de pignons sculptés du bâtiment. Cependant, le corps du texte concerne aussi l'histoire économique et sociale et celle des sciences et des techniques. En cela, l'ouvrage peut intéresser au-delà du cercle des spécialistes de l'architecture et de la construction, ce dont atteste sa publication par Chronos.

La recherche ne se limite pas aux sources directement liées au chantier du Stadthaus, et multiplie les angles d'analyse et les questions afin de saisir les continuités et les transformations de la construction autour de 1900. Tandis que le chapitre 2 présente de manière synthétique les structures, et les grandes évolutions du XIX^e siècle, qui ont une influence sur le chantier, les chapitres 3 à 5 s'intéressent chacun à un domaine: les métiers et les acteurs présents sur le chantier, dans leurs relations et leur organisation économique; les pratiques de la construction et les produits utilisés; enfin, les outils et les engins

du chantier. L'analyse se fait métier par métier, produit par produit ou machine par machine, parcourant le chantier du plus imposant au plus ténu, de la pierre de taille aux enduits appliqués sur les lucarnes et de la planification des parties en béton armé au travail des sculpteurs sur les chapiteaux des colonnes, pour ne citer que quelques-uns des très nombreux exemples. Retenons ce que ces descriptions minutieuses révèlent sur les transformations de la construction. Le chantier s'industrialise-t-il? Les constats de Christoph Rauhut sont tout en nuances. La mécanisation des opérations reste très partielle. Les conditions locales, le caractère éprouvé de certaines anciennes solutions, le coût peuvent très rationnellement freiner l'adoption de nouvelles machines. De ce point de vue, la multitude d'engins présentés dans les catalogues des firmes spécialisées et dans les traités d'ingénieurs ne reflète pas la pratique du chantier. Ce qui n'empêche pas les machines de jouer un rôle central à certains endroits du chantier (ponts roulants pour monter et descendre les charges). Notons aussi que la majorité des mécanismes est actionnée à la force des bras. Autre évolution: une plus grande formalisation des activités de planification se laisse bien observer, selon une logique de soumission des activités sociales à une logique de rentabilité et de productivisme («*Ökonomisierung*»). Cette formalisation ne saurait pourtant être réduite à une «application» des savoirs scientifiques. La comparaison des théories enseignées et publiées par les professeurs de l'École polytechnique avec les planifications présentes dans les sources du chantier, parmi les passages les plus pénétrants de l'ouvrage, montre comment les modèles scientifiques les plus récents peuvent être combinés, pragmatiquement, parfois dans le même document, à des modèles concurrents ou considérés comme désuets.

En ce qui concerne la spécialisation des acteurs du chantier, elle peut certes être constatée, de manière très variable selon les activités, mais elle ne découle guère d'une rationalisation des activités à la Taylor. Bien souvent, la spécialisation se laisse observer pour les matériaux dont l'usage s'accroît dans la période, d'autant plus si leur utilisation demande des savoirs particuliers. En cela, la spécialisation découle de l'industrialisation en dehors du chantier proprement dit, qui standardise et fait baisser le coût de certains produits et en crée de nouveaux. Le développement des transports change lui aussi la palette des produits et des matériaux utilisés sur le chantier, comme le recours aux pierres naturelles du Tessin à la suite de la construction du tunnel ferroviaire du Gothard. Le système des brevets d'invention, mis en place en Suisse en 1888, favorise également la variété des produits. Celle-ci amène de nouveaux acteurs sur le chantier, à l'instar des entreprises de béton armé (qui ne remplacent pas les maçons) ou des négociants de matériaux de construction qui étendent leur activité à la pose de produits dont ils ont la spécialité. De fait, la très grande diversité des produits et des pratiques apparaît à la lecture comme une des caractéristiques les plus centrales du chantier autour de 1900, venant largement nuancer l'idée de standardisation des opérations. L'ouvrage tire sa force de la finesse du propos, qu'il s'agisse des mots et des concepts ou des pratiques du chantier. Cette attention au détail s'accompagne d'une très grande prudence dans la généralisation, les conclusions insistant toujours sur la grande diversité des situations. La conséquence en est une lecture plutôt ardue. Le propos ne s'articule pas autour d'une narration ou d'une argumentation, mais procède

souvent par listes, jusque dans les conclusions, qui auraient gagnées à être davantage articulées entre elles. Autre bémol, le chapitre 1, qui postule la représentativité du Stadthaus, ne convainc pas complètement. Loin de le rendre incomparable, présenter plus subtilement les particularités de l'édifice aurait au contraire permis de mieux appliquer les enseignements tirés à d'autres constructions de la même époque. En dépit de ces critiques, on l'aura compris, l'ouvrage livre une somme remarquable d'informations sur une branche importante de l'économie. Chemin faisant, il permet d'exemplifier et de questionner les phénomènes d'industrialisation, d'internationalisation économique et de formalisation ou «*Verwissenschaftlichung*». De ce point de vue, le caractère très stimulant de certains des exemples étudiés compense largement – et justifie, dans une certaine mesure – la réticence à la généralisation. En tout cela, l'ouvrage réussit hautement son pari d'étudier un chantier particulier et d'en tirer des leçons pertinentes pour une historiographie bien plus large.

Nicolas Chachereau (Lausanne)

Stefan Hess
Die Suche nach dem Stadtgründer
Spätmittelalterliche
Ursprungsmysen in Basel und ihre
neuzeitlichen Nachfolger

(198. Neujahrsblatt für das Jahr 2020), Basel, Schwabe, 2020, 198 S., Fr. 35.–.

1983 führte Eric Hobsbawm das Konzept der «erfundenen Tradition» (invented tradition) in die Geschichtswissenschaft ein (Eric Hobsbawm, «Inventing Tradition [Introduction]», in ders., Terence Ranger, *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983, 1–14). Der englische Historiker lie-

ferte damit ein Deutungsschema für die zahlreichen Brauchtums- und Ursprungsnarrative, welche die Herausbildung der Nationalstaaten im Europa des 19. Jahrhunderts begleiteten. Inzwischen hat sich das Konzept auch für andere Epochen und Geschichtszusammenhänge als äußerst fruchtbar erwiesen. In Spätmittelalter und früher Neuzeit hatten vor allem Gründungsmythen Konjunktur. Sie wurden in Chroniken vermerkt, in Inschriften und Bildwerken festgehalten oder fanden durch Bücher oder Medaillen Verbreitung; auch in mündlichen Überlieferungen, Festen oder städtischen Ritualen spielten sie eine wichtige Rolle.

Mit Hobsbawm lassen sich solche Ursprungserzählungen einerseits als Dokumente kollektiver Identitätsbildung verstehen. Sie dienten Gemeinwesen als Mittel, sich selbst als dauerhafte Einheit vorzustellen und die in der Erzählung am Beginn des Gemeinwesens grundgelegten Werte und Eigenschaften auch für die je eigene Gegenwart in Anspruch zu nehmen. Andererseits erweisen sich Ursprungsmysen bei aller Dauerhaftigkeit und Stabilität als hochgradig formbar. Sie werden tradiert und dabei umgestaltet, erweitert und angepasst, sie geraten in Vergessenheit, werden wiederbelebt und neu erfunden. Diese «Arbeit am Mythos» (Hans Blumenberg) erlaubt, die Gründungserzählungen immer an neue, sich ändernde politische Verhältnisse und Bedürfnisse anzupassen und bietet so Zugriff auf die gemeinschaftlichen Hoffnungen, Ängste, Bedrohungen und Erwartungen. Obwohl Ursprungsmysen also dankbare Quellen sind, gab es für Basel bislang keine Sammeldarstellung, geschweige denn eine umfassende historische Analyse. Stefan Hess legt nun ein Buch vor, in dem er erstmals alle nachweisbaren Gründungserzählungen der Stadt zusammengetragen und in eine Gesamtdarstellung integriert hat. Er schlägt dabei einen wei-

ten Bogen, der von Texten aus dem frühen 15. Jahrhundert bis zu den Feierlichkeiten des 2000-Jahr-Jubiläums von Basel 1957 reicht.

Mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet ist die Studie in elf mitunter sehr kurze Kapitel gegliedert. Eine knappe thematische Einführung und ein Anhang, in dem die benutzten, vormodernen Quellen im Original und in deutscher Übersetzung versammelt sind, runden das Buch ab.

In den einzelnen Kapiteln steht dabei einmal ein Mythos und seine Entwicklung im Ganzen, ein andermal eine spezifische Quelle oder Quellengruppe im Zentrum. So beschäftigt sich Kapitel II beispielsweise ausführlich mit etymologisch begründeten Herkunftserzählungen. Neben der Herleitung vom griechischen «Basileia» als der königlichen Stadt, wurde im 15. und 16. Jahrhundert auch ein von den Stadtgründern besiegt Basilisk oder die Ableitung von «Basis» im Sinne von Fundament vorgeschlagen. Vor allem aber die Annahme, dass ein römischer Bürger namens Basilius die Stadt gegründet und ihr seinen Namen vermacht habe, spielte in dieser Zeit eine gewichtige Rolle. Die Sage war in der Stadt so präsent, dass sie, wie eine Entwurfszeichnung belegt, um 1520 in einem breitenwirksamen Bild festgehalten werden sollte. Sehr überzeugend kann Stefan Hess in diesem und dem folgenden Kapitel (III) darlegen, wie die römisch-bürgerliche Abstammung Basels in der Stadt genutzt wurde, um die eigene Unabhängigkeit als Freistadt bald gegenüber kaiserlichen, bald gegenüber bischöflichen Machtansprüchen zu untermauern.

Solche ganze Überlieferungsstränge überblickende Kapitel sind allerdings die Ausnahme. Die überwiegende Mehrzahl beschäftigen sich mit einzelnen Texten. Kapitel IV etwa widmet sich ganz dem Gründungsmythos in der 1415 abgeschlossenen *Strassburger Chronik* des

Jakob Twinger von Königshofen. Basel wird dort als eine Tochterstadt des vom babylonischen Königssohn Trebeta gegründeten Trier beschrieben. Wie Köln, Mainz, Worms und Strassburg hätte auch Basel aufgrund seiner Grösse, Stärke und Freiheitsliebe von Beginn an nach Souveränität gestrebt. Diese habe sich im Heiligen Römischen Reich in ihrem Status als Freistadt verwirklicht. Neben der Unabhängigkeit von der Autorität des Kaisers und neben der Gemeinschaft mit anderen machtvollen Rheinstädten bringt die Chronik mit dem Verweis auf das alttestamentarische Babylon auch Vorstellungen einer Seniorität dieser Städte gegenüber Rom zum Ausdruck. Sie diene, wie Hess betont, nicht zuletzt dazu, Vorstellungen einer mittelalterlichen deutschen Nation zu artikulieren, die sich gerade in einer Abgrenzung, Eigenständigkeit und Überlegenheit gegenüber dem antiken Rom sah.

Diese Kontrastierung findet sich noch ausgeprägter in dem rund hundert Jahre später am Oberrhein entstandenen *Buchli der hundert Capiteln*, in dem Basel gar als Gründung von Noahs Sohn Japhet zur Keimzelle des gesamten Abendlandes erhoben wird (Kapitel V). Und auch die 1510 entstandene *Schweizer Chronik* (Kapitel VI) des Zürcher Klerikers Heinrich Brennwald geht in eine ähnliche Richtung. Sie bringt zudem Twingers Version der Trebeta-Sage mit den materiellen Überresten des nahe gelegenen Augst in Verbindung. Hess weist allerdings darauf hin, dass diese alttestamentarisch begründeten Überlieferungsmythen zwar allesamt in unmittelbar räumlicher Nähe Basels entstanden und dort wohl auch bekannt waren, in der Stadt selbst allerdings kaum Wirksamkeit entfalteten.

Nach einem kurzen Seitenblick auf Kaiser Heinrich II. (Kap. VII), den mittelalterlichen Stadt- und Münsterpatron Basels, und nach einem Verweis auf das aufkom-

mende humanistische Interesse an den Ruinen und Objektfunden in Augst zum Ende des 15. Jahrhunderts (Kap. VIII) beschäftigen sich die drei abschliessenden Kapitel mit der Figur Munatius Plancus. Anhand einer Vielzahl von Texten, Bildern und Artefakten vermag Hess zunächst (Kapitel IX) überzeugend nachzuzeichnen, wie der römische Feldherr und Politiker als Stadtgründer im nachreformatorischen Basel in vielerlei Hinsicht an die symbolpolitische Stelle Kaiser Heinrichs II. trat – freilich ohne dass er im protestantischen Basel je als säkularisierter Stadtpatron verehrt worden wäre. Kapitel X und XI drehen sich schliesslich um den wechselvollen Umgang mit dieser Gründerfigur vom späten 17. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Der Autor zeigt zunächst, wie die römische Gründerfigur im Umfeld eines oft keltisch begründeten Helvetismus an Bedeutung verlor, ehe sie im Historismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ein Revival erlebte und ihren Weg nicht nur in Schulbücher, sondern auch auf die Bühnen zahlreicher Festveranstaltungen fand. Ursprungsmythen und Gründungslegenden waren in Spätmittelalter und Frühneuzeit unabdingbarer Bestandteil des Selbst- und Fremdverständnisses von Kommunen. In Hartman Schedels *Liber chronicarum* von 1493 beispielsweise kam kaum eine der zahlreichen Stadtbeschreibungen ohne einleitende Gründungsgeschichten oder historische Namensherkunftserklärungen aus. Diese bleiben jedoch einfachen, immergleichen erzählerischen Grundmotiven verpflichtet. Stadtindividuell ausgearbeitete Mythen, wie sie sich beispielsweise im mittelalterlichen Venedig herausbildeten, sind die Ausnahme (zu diesen etwa Elisabeth Crouzet-Pavan, *Venise triomphante. Les horizons d'un mythe*, Paris 1999, oder David Rosand, *Myths of Venice. The Figuration of a State*, Chapel Hill 2001).

Auch in Basel folgten die Ursprungserzählungen mit etymologischer Herleitung, Trebeta-Sage und römischen Gründerfiguren weitgehend bekannten Mustern. Umso wichtiger ist es, diese in ihrem historisch-regionalen Kontext zu verorten und zu analysieren. Das Buch von Stefan Hess versammelt hierfür nicht nur das nötige Material, sondern liefert auch wichtige Grundimpulse. Die Gliederung des Buches in quellenorientierte Abschnitte erlaubt zudem einen einfachen und gezielten Zugriff auf das Material und gibt die einzelnen Grundstränge der Ursprungserzählungen nachvollziehbar wieder. Leider erschwert die damit einhergehende Unterteilung in bisweilen kaum zwei Seiten lange Kleinstkapitel nicht nur den Lesefluss, sondern auch die übergreifende Analyse. Gemeinsam mit der punktuell etwas quellenpositivistischen Lesart führt dies dazu, dass Interferenzen und Überlagerungen der Mythen kaum zur Sprache kommen. Dabei wäre es angesichts der gesellschaftlichen, politischen und symbolischen Veränderungen in Basel an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert lohnend gewesen, den Anverwandlungen, Abgrenzungen sowie dem Weiterleben einzelner Ursprungserzählungen und Gründungsfiguren nachzugehen. Gerade die zeitliche Nähe zwischen dem Entwurf einer öffentlichkeitswirksamen Bildinszenierung der Basilius-Legende um 1520 (41–43) und dem von Hess ausführlich analysierten Kornhausgemälde auf Munatius Plancus von 1528 (94–100) hätte hier die Brüche und Kontinuitäten im Selbstverständnis Basels in den Umbruchszeiten der Reformation erkennbar werden lassen können. Hier macht sich die Genese des Buches besonders bemerkbar. Der Autor weist selbst darauf hin, dass er für das Buch auf Ergebnisse zurückgreift, die aus einem älteren Forschungsprojekt stammen und in

den letzten gut zwanzig Jahren verschiedentlich auch schon in Artikeln publiziert wurden. So sind die oft feinen Einzelbeobachtungen nicht in eine das ganze Buch umspannende Gesamtargumentation eingebunden und stehen stattdessen bisweilen miszellenartig nebeneinander. Hier hätte man sich eine Intervention vonseiten des Verlags gewünscht. Ganz sicher hätte das Buch etwas mehr verlegerische Sorgfalt bei Satz und Layout verdient. Dass den Kapiteln II–VII jeweils sehr nützliche Kurzzusammenfassungen vorangestellt sind, diese aber in den Kapiteln VIII–XI fehlen, hätte so sicher vermieden werden können.

Dessen ungeachtet ist Stefan Hess mit seiner Untersuchung der Gründungsmythen Basels ein Buch gelungen, das weit über eine blosser Sammlung von Ursprungsgeschichten hinausgeht. Der weitgespannte Bogen bis in die jüngste Vergangenheit, das verständlich aufbereitete, umfangreiche Material, gepaart mit präzisen Quellenanalysen, kann das Buch zum Ausgangspunkt für weitere Analysen machen. Durch das umfangreiche Wissen des Autors im Bereich der Basler Stadtgeschichte und der Verortung der Gründungsmythen in dieser wird *Die Suche nach dem Stadtgründer* nicht nur in den Geschichtswissenschaften Resonanz finden, sondern sicher auch in der interessierten Öffentlichkeit.

Nicolai Kölmel (Universität Basel)

Stéphanie Roulin
Une abbaye dans le siècle
Missions et ambitions de Saint-Maurice (1870–1970)

Neuchâtel, Editions Alphil, 2019, 264 S., Fr. 29.–

Stéphanie Roulin beleuchtet in ihrer Arbeit zur neusten Geschichte der über 1500-jährigen Territorialabtei Saint-Maurice einen

turbulenten wie auch von grösster Aktivität gezeichneten Zeitabschnitt. Die Autorin berichtet von den Herausforderungen, die es zwischen 1870 und 1970 zu bewältigen galt. Sie beginnt ihre Erzählung mit dem Amtsantritt Etienne-Barthélemy Bagnouds, der 1870 mitten im Kulturkampf nach einer ersten Amtszeit 1834 bis 1868 erneut an die Spitze der Abtei berufen wurde, und beendet sie mit Louis-Séverin Haller, der 1943 zum Abt des zum Festungsgebiet gehörenden Klosters gewählt wurde. Haller demissionierte nach grundlegenden Neuerungen der Liturgie im Zweiten Vatikanischen Konzil 1970. Das Buch stellt eine vertiefte Analyse des bereits von derselben Autorin verfassten Abschnitts zur 1500-Jahr-Feier erschienenen Gesamtwerks *L'Abbaye de Saint-Maurice d'Agaune 515–2015. Histoire et archéologie* (Gollion, 2015) dar. Mehr noch als in der Überblicksdarstellung konzentriert sich Roulin in der vorliegenden Monografie auf die schillernde Figur Joseph Tobie Mariétans, der zwischen 1914 und 1931 als Abt amtete. Roulin räumt in ihrem Buch mit erinnerungsgeschichtlichen Legenden auf, indem sie die Resultate des akribischen Quellenstudiums darlegt und dabei verherrlichende Erzählungen zu Mariétan dämpft sowie die Faktenlage zu seinem Abtritt im Jahr 1931 verbessert. Mit vier von sechs Hauptkapiteln beanspruchen die Regierungszeit Mariétans und dessen Vermächtnis weitaus den meisten Platz im Buch. Diese vier Kapitel sind eingebettet in ein vorbereitendes Kapitel, das sich der Zeit vor Mariétan ab 1870 annimmt, sowie in ein nachbereitendes Kapitel für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Mehr als andere Äbte von Saint-Maurice strebte Mariétan danach, den Einfluss des Klosters zu erhöhen, indem er die religiösen, kulturellen und politischen Dimensionen zusammenführte. Roulin zeigt auf, dass Mariétan versuchte, sein Kloster zu einem Zentrum der Bekeh-

rung, Ausbildung der Eliten und der Gegenmacht zum Bistum und zur Kantonsregierung zu machen. Seine Ambitionen, den Einfluss seiner Abtei zu vergrössern, sowie die Art und Weise, wie er dies tat, stiessen intern wie extern auf Widerstand. Hinzu kam, dass sich Saint-Maurice in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg keineswegs in den katholischen Mainstream einfügte. Als Vertreter des Neothomismus unterstützte Mariétan die Haltung der antirepublikanischen «Action française», die 1926 vom Papst verboten werden sollte. Zudem praktizierte die Abtei einen aufdringlichen Proselytismus, den die anderen Bischöfe der Westschweiz nicht unterstützten. Politischen Einfluss verschaffte sich Mariétan durch die Etablierung einer katholisch-konservativen Zeitung im Wallis, *La Patrie valaisanne*. Sein Engagement auf politischer und gesellschaftlicher Ebene widerspiegelt den gesamtschweizerischen Höhepunkt hinsichtlich der Organisiertheit, den die katholische Sondergesellschaft in der Zwischenkriegszeit erlebte.

Ein weiterer Punkt wird von Roulin als zentral ausgewiesen: derjenige der klösterlichen Finanzen, die zuweilen abenteuerlich organisiert wurden, was nicht unerheblich zu Krisen beitrug. Abt Mariétan soll überzeugend agiert haben und genoss längere Zeit das Vertrauen von Investorinnen und Investoren. Dies erlaubte ihm, seine Expansionspläne in verschiedenen Feldern zu verfolgen. Dazu gehörte etwa die Ausbildung der Kanoniker im klostereigenen Ausbildungshaus in Rom oder die Entwicklung einer Mission im Fernen Osten. Roulin streicht auch die Schattenseiten dieser teuren und riskanten Art zu wirtschaften hervor: Sie wurden zum Teil durch prekäre Arbeitsbedingungen aufgefangen. Unterbezahlte Arbeit, die insbesondere von Frauen in klosternahen Betrieben wie der OSA-Druckerei geleistet wurde, ermöglichte dies. Deren Rolle und Anteil wurde bisher von der Historiografie marginalisiert.

Mariétans Vorhaben mussten auch personell abgesichert sein. Unter seiner Ägide setzten beispiellose Rekrutierungsbemühungen für Klostereintritte ein. Dazu gehörte Werbung in universitären Kreisen – besonders auch bei evangelischen Studenten, die zur Konversion animiert wurden. So gewann er mitunter qualifizierteres Lehrpersonal für das Gymnasium des Klosters. Die Anhebung des Bildungsniveaus war ihm ein Anliegen, was sich unter anderem in der Rekrutierung des Schriftstellers Edmond Humeau für den Französischunterricht zeigt. Um die Attraktivität für Novizen zu steigern, bemühte er sich, die missionarische Tätigkeit des Klosters wieder aufleben zu lassen, und investierte beispielsweise in Hue (Vietnam), allerdings ohne Erfolg. Zu den Expansionsbemühungen gehörte auch der Bau eines «collegio» in Rom, das Seminaristen Aufenthalte ermöglichen sollte, das jedoch nach acht Jahren geschlossen wurde. Fehlinvestitionen und mangelnde Sorgfalt Mariétans schafften Unzufriedenheit und Skepsis im Konvent. Sie befeuerten letztlich seine Absetzung. Wenig hilfreich war sein autoritärer Regierungsstil, seine Art der Nichtkommunikation, indem er beispielsweise das Kapitel gerade für wichtige Investitionen nicht konsultierte.

Zuletzt hatte sich Mariétan offenbar an mehreren Fronten Feinde gemacht, die sein Verbleiben im Amt für untragbar hielten. Es war ein Konglomerat von Oppositionellen innerhalb und ausserhalb des Klosters, die seine Absetzung vorantrieben. Ein oppositioneller Zusammenschluss von internen Kanonikern, den Schwestern des heiligen Augustinus, dem Bischof von Sion, der progressiven katholischen Zeitung *Le Nouvelliste* und anderen Personen stellten die Forderung an den Vatikan, den Argumenten von Erzbischof Hubert Noots zu folgen und das Exilurteil auszusprechen. Obwohl sich nicht alle Anschuldigungen als erwiesen herausstell-

ten, kehrte der in Savoyen exilierte Abt bis zu seinem Tod 1943 nicht mehr ins Wallis zurück. Die lange Zeit von der Historiografie gehandelten Gründe zur Exilierung Mariétans halten den neusten Forschungen Roulins nicht mehr stand. Weder war die Förderung der ästhetischen Avantgarde in den Bereichen Kunst und Literatur ausschlaggebend gewesen noch sein Widerstand in der Verurteilung der «Action française», die 1926 durch den Papst verboten wurde und die im College jedoch weiterhin Verbreitung fand.

Die Erinnerung an Abt Mariétan ist aber nicht durchwegs negativ besetzt. Ihm wurde es lange angerechnet, das haus-eigene Gymnasium neu positioniert und zu einem Zentrum der Ausbildung und des literarischen Einflusses gemacht zu haben. Zudem habe er avantgardistische künstlerische Trends gefördert. Roulin hinterfragt diese gängigen Interpretationen und kommt zum Schluss, dass Mariétan auf diesen Gebieten durchaus Verdienste aufzuweisen hat, dass hier aber der Blick auf andere treibende Kräfte im Kloster auch verstellt war.

Eine Klostergeschichte anhand von Äbten zu erzählen, hat lange Tradition vor allem in klostereigenen Chroniken. In der wissenschaftlichen Aufarbeitung liegt diese Form – wohl gerade deshalb – gegenwärtig nicht im Trend. Die Autorin jedoch hat in ihrer Aufarbeitung die gängigen historiografischen Interpretationen hinterfragt und erinnerungsgeschichtliche Mythen durchbrochen. Ihr ist ein vielschichtiges Porträt von Abt Mariétan gelungen. Es unterstreicht die Ambivalenz der Person Mariétans, die einerseits für ein «goldenes Zeitalter» der Klostergeschichte gesorgt hat, andererseits eine beispiellose Krise hervorrief. Eindrücklich zeigt die Autorin zudem, wie Mariétans Amtszeit nicht nur ein Abschnitt klösterlicher Geschichte von Saint-Maurice darstellt. Der Abschnitt gehört zudem zu einer Walliser Erinnerungs-

geschichte, deren Auswirkungen bis in die jüngste Zeit reichen. Denn die Gründe für die Absetzung des Abts boten auch in der Öffentlichkeit Raum für Spekulationen. Das Buch ist verständlich geschrieben und gut strukturiert. Wertvoll für die Einordnung von Personen ist ausserdem der Anhang mit einer Auflistung von Äbten, biografischen Notizen sowie einem Namensregister. Dass die interessanten Fotografien auf einem separaten Bogen nur in der Mitte des Buches eingefügt werden konnten, ist bedauerlich. Die visuelle Darstellung direkt an der entsprechenden Stelle hätte dem Text noch mehr Lebendigkeit verliehen. Insgesamt ist Stéphanie Roulins Sachlichkeit und Sensibilität im Umgang mit Erinnerungen des Konvents besonders zu würdigen.

Auch in anderen Klöstern war ein autoritärer und zuweilen eigenwilliger Regierungsstil in dieser Zeit nicht aussergewöhnlich. Im Benediktinerkloster Muri-Gries trat beispielsweise 1913 Abt Alfons Maria Augner, der wie Abt Mariétan ein glühender Verehrer Marias war, seine Regierungszeit an, die bis 1938 dauern sollte. Es wäre spannend, an dieser Stelle weitere Vergleiche anstellen zu können und zu sehen, wie andere Konvente in diesem Zeitabschnitt mit ähnlichen Herausforderungen umgingen.

*Annina Sandmeier-Walt (Winterthur),
Ruth Wiederkehr (Baden)*